

Christoph Janacs

Der Seidelbast



EDITION
TANDEM

Der Seidelbast

Sie harrten hier schon über drei Wochen aus, und ein Ende war noch nicht abzusehen.

Ein befreundetes Paar – Josef, seit Studienzeiten immer nur Seff, und Viktoria, die alle stets Vik nannten, beide gut zehn Jahre jünger als sie beide – hatte ihnen die Almhütte angeboten, und ohne lange zu überlegen hatten sie angenommen. Es gibt aber keinen elektrischen Strom, hatte Seff sie gewarnt, also nichts mit Computer, Handy und so, und einheizen müßt ihr mit Holz, es kann nämlich noch ganz schön frisch werden um diese Jahreszeit. Und Vik hatte ergänzt, als sie Lucias zögernden Blick auffing, sie müßten nicht Holz hacken, es gebe genügend Buchenscheiter und Birkenäste an der Rückwand der Hütte. Außerdem könne man mit einem Allrad bis zur Alm hinauf-fahren; also kein Problem mit Anfahrt, Versorgung und so. Warum sie dann beide nicht ...? Sie zählten noch nicht zur Risikogruppe und Seff müsse weiterhin einiges arbeiten und das gehe ohne PC einfach nicht. Ihr werdet es genießen, es ist wunderschön da oben, hatte Vik beruhigend hinzugefügt, bevor sie ihnen den Schlüssel aushändigte. Die Anfahrt war gar nicht so einfach gewesen. Zwar hatten sie einen Allrad-SUV (weiß, eine andere Farbe kam für Lucia nicht in Frage), den sie vollgepackt hatten mit Kleidung, Decken und Essen für mehrere Paare (sogar sein zusammenklappbares Mountainbike hatte er, in Unkenntnis der Steilheit des Geländes und Überschätzung seiner Leistungsfähigkeit, im letzten Moment verstaute), aber das Navi war nicht ganz im Bilde, kannte die schottrigen Bergstraßen nicht und beharrte mit seiner aufdringlichen Frauenstimme, die etwas Keifendes, Besserwisserisches hatte, auf Umkehr und Wechsel auf eine andere Strecke, so daß sie tatsächlich in die Irre fuhren und erst nach Abschalten der elektronischen Xanthippe und sich auf Seffs Wegskizze verlassend die richtige Forststraße fanden, die sie im sanften Spätnachmittagslicht an ihr Ziel brachte.

Die Hütte war in der Tat klein: eine Wohnküche (die Fenster nach Südwesten ausgerichtet) mit gußeisernem Herd (an der verkachelten Wand diverse Gerätschaften wie Pfannen, Schöpflöffel und dergleichen), einer hölzernen Eckbank mit wuchtigem Tisch, der über zwei Besteckladen verfügte, und zwei Sesseln, einem Eichenschrank und in der östlichen Ecke, ja, auch das!, einem Herrgotts-

winkel (Lucia: Hast du gewußt, daß die zwei religiös sind? Und er: Ich denke, das ist nur aus Traditionsgründen. Vielleicht war das schon hier und sie wollten es so belassen.) und dahinter eine Schlafkammer, ausgefüllt mit einem übergroßen Doppelbett und zwei kleinen Nachtkästchen, eng, dunkel, beleuchtbar nur mit Kerzen. Alles sehr urig (wie Städter derartiges zu bezeichnen pflegen), aber gemütlich und mit einem überwältigenden Blick über die steil abfallende Alm und den sie wie ein blaugrüner Gürtel begrenzenden Hochwald hinaus auf Bergketten, die, wie Kulissen hintereinander aufgereiht, im Dunst pastellfarbig verschwammen, bevor sich der Blick am fernen Horizont mit seinen schneebedeckten Gipfeln ausruhen konnte.

Die erste Nacht war bitterkalt. Ungeübt wie sie als Großstadtbewohner waren, produzierte der Ofen die längste Zeit einmal nur Rauch, der sich hartnäckig im Raum hielt, so daß sie die Fenster aufreißen mußten, um nicht zu ersticken, und als das Feuer endlich brannte, war die Nacht schon hereingebrochen und mit ihr die Kälte in Kleidung und jede Hautfaser gekrochen, da half auch keine Decke und keine warme Suppe, nur ein Zusammenkuscheln unter der voluminösen Tuchent. Mit dem Ergebnis, daß sie wieder einmal nach langer Zeit Sex miteinander hatten, und gar nicht so schlechten. Und wären da nicht die eigene mürbe Haut mit ihren Falten und Runzeln und Lucias weiches, nachgiebiges Fleisch gewesen, er hätte fast glauben können, von neuem die erste Nacht mit ihr zu verbringen, als sie sich auf seiner Studentenbude trafen und einander im abgedunkelten Raum – nur eine kleine Kerze flackerte unsicher vor sich hin und erlosch bald – und später unter der Decke die zweite Haut abzogen, Stück für Stück, bis sich ihre Körper miteinander verflochten und noch nach Stunden nicht und nicht auseinander fanden, verschämt und erhitzt zugleich. Am nächsten Morgen verloren sie kein Wort darüber, wie damals; es genügten ihre Hände beim Zubereiten des Frühstücks, wenn sie einander immer wieder, wie zufällig, berührten und ihre kurzen Blicke.

Die ersten Tage waren damit ausgefüllt, sich an die Wohnbedingungen und die fremde Umgebung zu gewöhnen, die nötigen Handgriffe zu erlernen und Entfernungen auf ihren Ausflügen richtig abzuschätzen. Das Fahren mit dem Mountainbike ließ er bald sein: die Umgebung der Stadt mit ihren sanften Hügeln war doch etwas anderes für einen Mann von fast 70 Jahren als diese Alm, auf der es nur ein steiles Bergauf und ein steiles Bergab gab, aber keinen sanften Anstieg, auf dem er sich hätte warmfahren können. Dafür unternahmen sie, was sie schon lange nicht mehr getan hatten, gemeinsame Wanderungen, erklimmen den einen oder anderen Gipfel und getrauten sich sogar, den schmalen Grat oberhalb der Hütte entlangzugehen, eine schwindelerregende Tour, nicht

ungefährlich, aber auch nicht mörderisch, denn trittsicher waren sie beide noch immer. So verging die erste Woche, ohne daß ihnen langweilig geworden wäre.

Die zweite Woche begann mit einem Wetterumschwung: Tiefe Wolken, die Grimassen zu schneiden schienen, Tänze aufführten und so tief hingen, daß man glauben konnte, sie würden jetzt und dann durch die Fenster hereinkommen wie der Nebel in Carpenters Film „The Fog“, umgaben die Hütte und nahmen jegliche Sicht. Dann kam Sturm auf, sprang heulend die Felsen herauf und riß an den Holzwänden, als wolle er sie zerlegen wie die Fallerhäuschen seiner Kindheit, die beim geringsten Tritt in sich zusammenfielen und nur noch schwer, wenn überhaupt, wiederzuerrichten waren. Und dann gab es Graupelschauer: stundenlang wirbelten sie vor den Fenstern und verwandelten das, was von der Landschaft noch zu sehen war, in eine weiße, unbestimmbare Masse, und aus stundenlang wurde tagelang, und sie waren sich nicht sicher, ob das je ein Ende finden würde.

Das Problem war, an das Brennholz zu gelangen. Dazu mußten sie durch die Vordertür und an einer der Breitseiten zur Hinterfront, den Weidenkorb, den sie zwischen zwei Felsen gefunden hatten, mit den Buchenscheitern und Birkenzweigen füllen und wieder zurück zur Eingangstür. Bis dahin waren sie durchfrozen und naß bis auf die Knochen. Um das nicht zu oft machen zu müssen und sich dabei zu verkühlen, machten sie die Tour an die zehn Mal hintereinander, schichteten das Holz, wo irgend nur Platz in der Hütte war, auf und wärmten sich mit einer tüchtigen Portion Grog. Keiner erkrankte; nicht einmal einen Schnupfen bekamen sie. Das größere Problem allerdings war der Gang zur Toilette, denn diese war nichts weiter als ein Plumpsklo in einem windschiefen, zügigen Hüttchen, etwa fünfzehn Meter entfernt, also weit genug, um völlig naß zu werden und bibbernd sein Geschäft möglichst kurz zu verrichten. Aber auch das überstanden sie ohne Schaden.

War die erste Woche mit Erkundungen verschiedenster Art vorübergegangen, so blieb ihnen in der zweiten genügend Zeit, sich über die mitgebrachten Bücher herzumachen: Lucia hatte ihre Romane, Krimis und Gedichtbände, von denen sie manche schon mehrmals gelesen hatte und dennoch immer wieder zur Hand nahm, er seine wissenschaftlichen Werke, ein paar alte, abgegriffene, mit Notizen und Zeichen versehene, und ein paar neue, deren Lektüre er immer wieder vor sich her geschoben und für eine Gelegenheit wie diese aufbewahrt hatte. So saßen sie beide an dem großen Tisch – eine andere Sitzgelegenheit gab es nicht –, und manchmal sah einer von ihnen kurz auf und blickte den anderen an. Dann konnte es vorkommen, daß sie lächelte, sich vorbeugte und ihm durch das graue und ziemlich schütter gewordene Haar strich.

Mein alter Germanist.
Mediävist. Ich bin Mediävist!
Aber alt bist du trotzdem.

Spielchen wie diese waren ihnen vertraut und spielten sie, auch wenn es oft nur kurze und kürzeste Dialoge waren, seit sie einander kannten. Das „alt“ hatte sich sehr bald schon dazugesellt und bezog sich weniger auf sein physisches Alter – zumindest anfangs nicht – als auf die Qualität ihrer Beziehung und die Nähe, die Lucia zu ihm empfand.

Kontakt zur Außenwelt hielten sie durch Lucias Smartphone – er hatte sich bislang geweigert, sich eines zuzulegen (lediglich einen Laptop besaß er, aus beruflichen Gründen, wie er oft genug betonte, nicht aus privaten) –, das sie allerdings nur sparsam benützte, um den Akku zu schonen, denn wenn der leer war, konnten sie ihn nur über die Autobatterie laden, und dazu mußten sie den Wagen starten, und das wiederum wollten sie aus Umweltschutzgründen so gut es ging vermeiden. Und über ein batteriebetriebenes Kofferradio, das ihnen auf den zahllosen Reisen viele gute Dienste erwiesen hatte und von dem sie sich, handelte es sich doch um ihr erstes Geschenk an ihn, nicht trennen konnten und wollten. Und so saßen sie jeden Morgen pünktlich um sieben vor dem antiken Gerät und lauschten den Morgennachrichten und taten dasselbe abends um achtzehn Uhr und mit der Zeit immer häufiger auch dazwischen. Was sie da erfuhren, war wenig geeignet, eine Hoffnung auf baldige Beendigung ihres Almenasyls zu nähren.

Die Seuche, am Anfang von allen noch heruntergespielt und von manchen Politikern einfach geleugnet oder als plumpe Propaganda des politischen Gegners entlarvt, hatte sich rasend schnell ausgebreitet und wie ein Tsunami große Teile der Bevölkerung erfaßt, angesteckt wurden Menschen quer durch alle Alters- und Bildungsschichten, aber vor allem Alte und Ältere – besonders mit Vorerkrankungen, wie es so geheimnisvoll wie ungenau hieß – bekamen schwere Lungenprobleme, konnten kaum noch atmen, litten unter Erstickungsanfällen, und bei vielen, die in die bald überfüllten Spitäler eingeliefert wurden, war es zu spät und sie hauchten mit der restlichen Luft, die ihnen unter den Beatmungsgeräten geblieben war, ihr kümmerliches Leben aus. Lucia und er hockten vor dem kleinen Radio, aus dem, von Störgeräuschen unterbrochen und verzerrt, Katastrophenmeldung um Katastrophenmeldung zu ihnen herauf drangen, und mit jeder schlechten Nachricht rückte die Welt weiter weg, wurde kleiner und immer kleiner, und der Berg mit ihrer Alm geriet höher und höher, beängstigend hoch, bis er eine einsame Insel war in einem unendlichen, weit über den Horizont

hinausreichenden Meer und sie die letzten, die einzigen Menschen, Überlebende eines globalen Schiffbruchs, und er fühlte sich erinnert an einen Traum, den er als Pubertierender immer wieder und fast identisch gleich träumte: Er saß auf einer Insel – eine südländische, tropische mußte es gewesen sein, denn am Strand wuchsen Kokospalmen und neigten sich, ihre Blätter von einer sanften, warmen Brise leicht bewegt, über den Sand und die auslaufenden Wellen mit ihren weißen Schaumkronen – und sah, daß sich etwas am Horizont zusammenbraute und auftürmte, etwas Bedrohliches, Endzeitliches, Endgültiges, dunkle, bald schwarze böartige Wolken wuchsen und wuchsen, wirbelten das Wasser auf und trieben es vor sich her, bis es eine viele Meter hohe blauschwarze Wand bildete, die heranraste, plötzlich war das Licht weg, Himmel und See verdunkelten sich, und dann brach ein ohrenbetäubender Lärm los, ein Brausen und Rauschen wie von hunderttausenden Hufen, und er mußte jedes Mal wieder in diesem Traum an die apokalyptischen Reiter denken, nur daß sie hier eine kontur- und gesichtslose, den Reiterheeren der Fantasy-Filme nicht unähnliche Masse bildeten, die das Wasser steigen und steigen ließ, er lief los rannte so schnell er nur konnte auf den einzigen erbärmlich niedrigen Hügel der Insel zu stolperte fiel hin richtete sich auf und erklomm ihn während unter ihm sich die Wellen in Sand und Gestein und Vegetation fraßen und alles vertilgten vernichteten und die kärglichen Reste mit sich rissen bis rund ihm nur noch ein wellenschlagendes erbarmungsloses Meer lag so weit der Blick reichte nur Wasser und wieder Wasser und er allein auf dem letzten winzigen Gipfel der Erde ein zum Sterben verurteilter Überlebender.

Mit dem Blick über die endlose Wasserwüste war er jedes Mal aufgewacht, verstört und schweißgebadet. Keine Ahnung, warum er das geträumt hatte, wieder und immer wieder, was der Auslöser für dieses Weltuntergangsszenario sein konnte (oder war der Traum nicht vielmehr eine Botschaft des Unterbewußtseins an die vermeintliche Führungsetage seines Ichs, wie es, genauer: er sich tatsächlich als Pubertierender fühlte, daß ihn Dinge beschäftigten und bedrohten und die kein anderes Mittel fanden, auf sich aufmerksam zu machen, als immer wieder in Träumen aufzutauchen?) und warum der Traum auf einmal fort blieb und nicht mehr wiederkehrte. Er hatte ihn vergessen gehabt, aber jetzt, hier, auf dieser Alm, fern von den dystopischen Ereignissen da unten, fiel er ihm wieder ein, und es war ihm, als sei er eine Art Vor-Traum, eine Vorwegnahme dessen gewesen, was ihnen, Lucia und ihm, noch bevorstand.

In der dritten Woche beruhigte sich das Wetter wieder, aber die Pandemie eskalierte.

Gut, daß wir hier keinen Fernseher haben. Ich würd die Bilder nicht ertragen. Ich auch nicht, Lucia. Mir reicht, was wir im Radio hören.

Von überfüllten Spitälern war da die Rede, daß man Patienten entlassen müsse und Operationen hinausschiebe, um Platz zu haben für Akutfälle, die sich täglich mehrten; und dennoch würden Schwerkranke auf den Gängen liegen, alleingelassen und ohne Zuspruch von Verwandten, die die Krankenhäuser nicht betreten dürften. Mittlerweilen mußten alle Schutzmasken tragen, auch und gerade jene, die in Supermärkten weiterarbeiteten (Greißler und alle Betriebe, die nicht das Lebensnotwendige im Sortiment führten wie Baumärkte und sämtliche Handwerksbetriebe, hatten ohnedies schon schließen müssen, ebenso Cafés, Restaurants und alle Hotels), es sei zu Hamsterkäufen gekommen absurden Ausmaßes und noch absurderer Waren, wer das Ausgangsverbot mißachte, dem drohten hohe Geldstrafen, die Polizei patrouilliere die Straßen entlang und durch die gesperrten Parks, um Menschengruppen von mehr als zwei Personen aufzulösen, und liefere sich Verfolgungsjagden mit Rasern, die meinten, die leeren Straßen als Rennstrecken benützen zu können. Das Schlimmste aber seien die vielen Toten, die man nicht mehr begraben könne und die mittels Spezialfahrzeugen des Militärs abgeholt und in Reihen- und Massengräbern nach einem kurzen Segen durch einen Ortspfarrer, der sich noch auf die Straßen traue, provisorisch verscharrt würden, bis man sie, wenn der Spuk ein Ende gefunden haben würde, exhumieren und würdig unter Beisein der Hinterbliebenen beerdigen werde können.

Lucia telefonierte nun öfters oder besser: täglich mit Freunden und Verwandten, die ihr das Gehörte nur bestätigen konnten. Erkrankt war allerdings von ihnen noch keiner; dafür hustete Lucia seit Tagen. Sie hatte sich beim letzten Ausritt um Brennholz offenbar doch verkühlt und trank seitdem literweise Kräutertee; der Husten wurde aber dennoch nicht besser. Wenn der Akku zu Ende ging, startete er den Wagen und lud ihn auf. Währenddessen saß er da und starrt die graue Felswand an, vor der sie den SUV geparkt hatten, gedankenverloren oder besser: ohne jeden Gedanken, und erwachte aus diesem somnambulen Zustand erst wieder, wenn das Klingelzeichen ertönte.

Die Wanderungen der ersten Woche nahmen sie jetzt nicht auf; zum einen wegen Lucias Husten, zum anderen hatten sie sich beide festgelesen in ihren Büchern. Und Wanderungen durch eine berückend schöne Landschaft, während unten der Wahnsinn seine schwarzen Blüten trieb, erschienen ihnen unpassend und nahezu frivol.

An einem Tag war Lucia ins Freie getreten, um zu telefonieren und, wie sie es ausdrückte, Luft zu schnappen. Durch das Fenster konnte er ihre zarte Gestalt beobachten, wie sie auf dem schmalen Vorplatz auf und ab ging, trotz des mittlerweile wieder warmen Wetters eingehüllt in ihren hellblauen Parka und den Schal, den er ihr vor Äonen geschenkt hatte und den sie sich um den Kopf geschlungen hatte, das Handy in der Linken, mit der Rechten vage Gesten vollführend. Er liebte sie. Er liebte sie trotz oder vielleicht sogar wegen der vielen Jahre, nein: Jahrzehnte ihres gemeinsamen Lebens. Er liebte sie mehr denn je. Das wurde ihm bewußt, als er sie beobachtete, dieses fragile Persönchen mit den grauen Haaren, die es wie seit je zu einem Zopf gebunden trug, der jetzt unter dem Schal ganz verschwunden war. Wenn er sie verlöre ... Er durfte gar nicht dran denken.

Wenig später kam sie herein, sehr blaß und mit verhangenem Blick.

Was ist?

Seff ist erkrankt.

Schlimm?

Sehr schlimm. Er kriegt kaum Luft und hat große Schmerzen in der Lunge.

Warum fahren sie dann nicht ins Spital?

Dürfen sie nicht.

Was heißt: dürfen sie nicht?

Kein Mensch darf in diesen Zeiten einfach so im Spital aufkreuzen. Man würde ihn nicht reinlassen. Sie müssen warten, bis ein Spezialkommando kommt, Fieber mißt, die Vorerkrankungen und Symptome erhebt und ihn dann – vielleicht! hoffentlich! – ins Spital bringt.

Und wenn nicht?

Dann muß er zuhause bleiben.

Das kann nicht sein! Die können doch nicht einfach –

Reg dich ab! So ist es nun mal. Wir können sowieso nichts machen.

Wären Seff und Vik doch mit heraufgekommen, dann wäre –

Wie stellst du dir das vor? Die Hütte hat gerade mal Platz für zwei. Wir würden uns gegenseitig niedertreten. Und wo könnte ein zweites Paar schlafen?

Irgendwie würden wir schon –

Irgendwie.

Seff ist einer meiner besten Freunde!

Auch von mir! Vergiß das nicht!

Wie kannst du nur so –

Kaltherzig sein? Wolltest du das sagen? So rational? So –

Lucia begann zu husten, verschluckte sich, brach in ein Gebell aus, das nicht enden wollte. Irgendwann sank sie erschöpft neben ihm auf die Bank.

Entschuldige –

Er legte seine Hand auf ihre Schulter. Wie knöchern sie sich anfühlte, selbst durch den Parka, den sie noch immer anhatte. Wie zerbrechlich. Wie – bedroht.

Entschuldige, Liebes, ich –

Ist schon in Ordnung. Wir sind alle in einem Ausnahmezustand.

Sie blickte ihn an. Diesen Blick kannte ihr an ihr nicht. So traurig. So sorgenvoll.

Sie stand abrupt auf, trat an den Herd und schenkte sich eine weitere Tasse Tee ein. Kam zurück, setzte sich neben ihn, noch immer in Parka und Schal gehüllt, umklammerte die Tasse mit beiden Händen.

Wir können nichts machen. Nur warten.

Ein paar Tage später – es war an einem Mittwoch oder Donnerstag, er hatte das Zeitgefühl gänzlich verloren und mußte sich vergewissern: es war Dienstag und mittlerweile Mitte April – eröffnete er ihr, daß er ins Dorf müsse.

Aber wir haben doch noch genug zu essen.

Ich weiß.

Und von deinem Wein ist auch noch mehr als genug da.

Ich weiß.

Willst du frisches Brot? Ich kann welches backen.

Das ist es nicht.

Was ist es dann?

Er zögerte mit der Antwort.

Hast du einen Inselkoller und mußt einmal raus?

Lucia, mit dir hätte ich nie einen Inselkoller.

Sie lächelte dankbar.

Also: Was ist los?

Du hustest mir zu viel. Es wird einfach nicht besser. Ich hole weiteren Tee und

schau, ob ich eine Apotheke finde. Hustensaft. Etwas für die Lunge und den Kreislauf. Die Streichhölzer sind auch bald alle. Und vielleicht finde ich ein paar Zeitungen. Ich muß mehr erfahren über diese Seuche und nicht nur die Nachrichtensendungen hören. Ich will Kommentare lesen, auch ausländische. Ja, und ein bißchen frisches Brot täte uns auch ganz gut.

Sie stand vor ihm, strich ihm mit beiden Händen durchs Haar.

Gehts dir nicht gut?

Ich bin ok. Aber ich mach mir Sorgen um dich. Dein Husten hört nicht und nicht auf. Dünner bist du auch geworden. Und – ein wenig Bewegung schadet mir auch nicht.

Du willst zu Fuß ins Tal? Die lange Strecke?

Die ist nicht so lang. Die ist uns nur so lange vorgekommen, weil wir uns verfahren haben. Wenn ich jetzt aufbreche, bin ich am Nachmittag wieder zurück. Du wirst dich überanstrengen! Du bist nicht mehr der Jüngste.

Aber auch nicht der Älteste. Und fit genug für die paar Kilometer allemal.

Er machte ein paar tänzelnde Schritte, wie um ihr zu beweisen, wie agil er noch war. Lucia lachte auf, verschluckte sich, schlitterte in ein Husten, das mehr einem Bellen und Röhren glich. Er glaubte, ihre Bronchien zu hören, die wie eine alte verrostete Maschine ratterten, die unrund läuft und jetzt und dann droht stehenbleiben. Schließlich setzte sie sich erschöpft auf die Eckbank.

Und wenn wir gemeinsam hinunterfahren?

Damit du dich unten ansteckst? Kommt nicht in Frage. Du machst es dir hier gemütlich, liest ein wenig, und in ein paar Stunden bin ich auch schon wieder zurück.

Sie nickte.

Dann nimm aber den Schal mit als Mundschutz und deinen Parka! Wenn du schwitzt, verkühlst du dich am Ende noch, und dann husten wir im Duett. Jawoll, Frau Medizinalrat.

Er packte alles in seinen Rucksack und dazu eine Thermoskanne mit heißem Tee. Die paar Sachen haben kein Gewicht. Ich werde mich nicht überanstrengen.

Sie erhob sich und begleitete ihn vor die Tür. Plötzlich schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn ungestüm auf den Mund.

Paß auf dich auf, mein Alter! Ich brauch dich noch.

Bis zur ersten Wegbiegung drehte er sich mehrmals um und winkte der schmalen Gestalt zu, die vor der Hütte stand und ihre Rechte erhoben hatte und zurückwinkte. Dann war sie seinem Blick entzogen; aber ihr Bild, eingebrannt auf seiner Netzhaut, stand weiter vor ihm und begleitete ihn hinunter ins Tal.

Er wollte sich beeilen. Ihr Zustand gefiel ihm nicht, sie brauchte Hilfe. Vielleicht fand er einen Arzt, der bereit war, auf die Alm zu kommen und Lucia zu untersuchen.

Die Forststraße führte zunächst in mehreren Windungen über steiles, baumloses Gelände. Nur Latschen wuchsen da und dort und dürres, anspruchsloses Gras, Gewächse, die sich an die unwirtliche Gegend gewöhnt hatten und unter den lebensfeindlichen Bedingungen zu überleben gelernt hatten. Der Kies knirschte unter seinen Schritten, sonst war nichts zu hören. Nicht einmal Wind wehte. Und kein Vogel weit und breit. Es war ein wolkenloser Tag mit einer für die Jahreszeit ungemein warmen Sonne, und obwohl es immer nur bergab ging, kam er bald gehörig ins Schwitzen. Zum ersten Mal wurde ihm bewußt, daß er die ganze Strecke wieder zurückgehen mußte, und das ausnahmslos bergauf. Was bedeutete, daß er auf dem Rückweg seine Kräfte gut einteilen und öfters Pausen machen werde müssen. Aber jetzt umkehren und den Wagen nehmen kam für ihn nicht in Frage. Es erschiene ihm wie ein voreiliges, ein frühzeitiges Scheitern, verbunden mit Gesichtsverlust – nicht vor Lucia (die wäre sicher erleichtert, wenn er doch mit dem SUV führe und schon zu Mittag wieder zurück sei), sondern vor ihm selbst, der noch immer von seiner Sportlichkeit überzeugt war. Außerdem hatte er sich auf die Wanderung schon gefreut, das Alleinsein, das Ganz-bei-sich-Sein, das ihm schmerzlich abging. So sehr er Lucia liebte, er brauchte auch Zeit für sich, er brauchte die Bewegung, um seine Gedanken in Schwung zu bringen; nur vor Büchern zu sitzen und Notizen zu machen, das ließ keine Kreativität sprießen und ihn nur verkümmern.

Wenig später begann die Vegetation üppiger zu werden: der Abhang begrünt, auf Felsen und in Felsspalten dichte Polster von Alpenwacholder, da und dort Alpenrosen mit ersten zaghaften Ansätzen von Knospen und, als er tiefer kam, leuchtend blaue Büschel von Frühlingsenzian. Immer wieder mußte er stehenbleiben und sich umsehen, sich bücken, die eine oder andere Pflanze berühren, über sie streichen, die einmal raue, grobe, dann wieder pelzige Oberfläche spüren, mit geschlossenen Augen verharren, ganz dem Fühlen und Betasten hingegen. Er war zwar Mediävist mit Schwerpunkt Frauenmystik des Mittelalters, aber gerade bei Hildegard von Bingen war der Schritt von Glaube und Theologie zur Erforschung der Flora und des Gesteins nur ein kleiner und kam

seinem Interesse für Gewächse sehr entgegen. Mag sein, daß er gerade deshalb das Angebot, auf die Alm zu ziehen, so schnell und ohne lange Diskussion mit Lucia angenommen hatte. Hier konnte er, so hatte er gehofft, seine Vorlieben ausleben: in der Hütte das mystische Mittelalter, auf der Alm die faszinierende Vielfalt der Botanik. Daß er diese bislang noch nicht gebührend würdigen hatte können, lag an der Witterung und an Lucias Husten, der ihn an die Hütte und die allernächste Umgebung fesselte.

Er ließ sich auf einem Felsen nieder und nahm ein paar Schluck von dem heißen Tee. Die Uhr zeigte 9:30. Er war gut unterwegs; in etwas mehr als einer Stunde, schätzte er, würde er das Dorf erreichen. Wenn er sich bei seinen Besorgungen nicht allzu viel Zeit ließ, konnte er um die Mittagszeit bereits wieder den Rückweg antreten. Und dann war er um 16:00, spätestens 16:30 wieder bei seiner Lucia und konnte ihr frischen Tee und die nötige Medizin geben. Wenn er nicht sogar einen Arzt überreden konnte, mitzukommen und Lucia zu untersuchen.

Wenig später erreichte er die Waldgrenze. Fichte, Lärche und Kiefer bildeten nun einen natürlichen Schutzschild gegen die immer wärmer strahlende Sonne, in dem grünen Halbdunkel dieser Naturkathedrale wurde es angenehm kühl und aus Boden und Nadeln stieg ein betörender Duft, der Bilder aus seiner Kindheit wach werden ließ: Da läuft ein kleiner Junge an der Hand seiner Mutter durch einen Wald, deutet hierhin und dorthin, entdeckt Pilze und Blumen und läßt sich die Namen sagen, die er unbeholfen nachplappert, streicht mit den Fingern über die Samtpfoten der Moose und läßt Zapfen um Zapfen in den Korb der Mutter fallen, um sie zuhause als Regiment der Vereinigten Staaten von Amerika Aufstellung beziehen zu lassen, er zerrt an der Hand der Mutter, die lachend zum Schein Widerstand leistet, und galoppiert mit ihr über Wurzeln und Steine, bis sie unvermittelt auf eine Lichtung kommen, die im schräg einfallenden Licht goldgelb leuchtet wie eine Theaterbühne, und in der Mitte steht ein niedriger Strauch, dürr, aber voll rosafarbener Blüten, die intensiv riechen. Nelke, ruft das Kind, reißt sich von der Hand der Mutter los und läuft auf dieses kleine Wunder zu. Nicht anfassen, schreit die Mutter und schafft es im letzten Moment, das Kind zurückzuziehen, bevor es die Blüten und die holzigen Stängel berühren kann. Das ist keine Nelke, erklärt sie, das ist eine ganz giftige Pflanze. Und warum ist sie dann so schön? fragt der Kleine. Die Mutter richtet sich auf und zieht ihn von dem Ort der Bedrohung weg. Eine Antwort blieb sie ihm schuldig.

Ein paar hundert Meter weiter gab es eine Abzweigung. Aber es war klar, daß der rechte Weg hin-auf auf eine andere Alm ging oder sich vielleicht sogar wo verlief, und so nahm er den linken, der weiter bergab führte. Da und dort

Holzstöße, Fahrrollen von Traktoren und Schleifspuren – untrügliche Zeichen von menschlicher Tätigkeit, auch wenn sich nirgendwo jemand zeigte und auch kein Haus zu sehen war.

Bei der nächsten Weggabelung war er sich nicht mehr so sicher: der rechte machte einen Bogen und führte durch den lichter gewordenen Wald einen Hang entlang und konnte vom Dorf herauf kommen, der linke überquerte eine schmale Brücke und schien dem Bach zu folgen. Er entschied sich für den linken; Bäche fließen immer abwärts und er wollte hinunter auf den Talboden. Zu blöd nur, daß er den Zettel mit der Wegbeschreibung auf dem Tisch liegen hatte lassen; aber wenn er sich richtig erinnerte, hatten sie bei der Anfahrt immer den rechten Weg genommen. Und der Bach war einfach einladender.

Der Forstweg war jetzt nicht mehr so steil und folgte tatsächlich dem Bachlauf. Buchen und Erlen mischten sich jetzt unter die Nadelbäume und drängten die anderen Gewächse zurück, so daß mehr Licht hereinfiel und Flecken blauen Himmels sichtbar wurden. Das gleichermaßen vielstimmige wie gleichförmige Murmeln und Plätschern war beruhigend, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen und kämpfte sich über den moosigen Untergrund an das von Farnen und Kresse gesäumte Ufer, schnallte den Rucksack ab, kniete sich nieder und schöpfte mit beiden Händen Wasser.

Alles wird gut. Das war kein Gedanke, den er bewußt faßte, weil er sich dazu entschlossen hatte, daß es so sein würde, als er die Kühle des Wassers spürte, wie sie seine Hände umklammerte, Schluck für Schluck in ihn sickerte und seinen Körper ausfüllte. Das war einfach ein Gefühl, das ihn spontan überkam: *Alles wird gut.*

Eine Viertelstunde später das erste Gebäude: Ein ebenerdiger Bau, ihrer Almhütte nicht unähnlich, nur größer und von einem gepflegten Garten umgeben, die Blumen- und Gemüsebeete säuberlich getrennt und vor Wild geschützt durch einen geflochtenen Speltenzaun, die Obstbäume kenntnisreich ausgeschnitten, um die Stämme der Himbeersträucher und Ribiselstauden aufgehäufelter Rindenmulch, um die Kälte abzuhalten, die hier bis lange ins Jahr hinein auftreten konnte, die knospenden Kletterrosen fein säuberlich ans Spalier gebunden, alles sehr gediegen, nahezu perfekt – aber leblos.

Was hatte er erwartet? Daß Menschen draußen stehen und ihn grüßen? Ja, hatte er. Aber in Zeiten wie diesen war man wahrscheinlich auch in so abgelegenen Gegenden wie dieser vorsichtig und verließ sein Haus nur, wenn man unbedingt mußte, oder zog sich zurück, wenn ein Fremder sich näherte.

Bald darauf wieder eine Weggabelung. Diesmal aber war es egal, welchen Weg er nahm: die ersten Häuser des Dorfes konnte er schon zwischen den Bäumen hindurch erkennen, die roten Schindeldächer leuchteten in der Mittagsonne (er hatte, mußte er feststellen, doch länger gebraucht als erwartet), der Wald würde sich gleich lichten, und so nahm er die linke Straße, die nach wenigen Metern einen Asphaltbelag bekam und tatsächlich direkt ins Dorfzentrum führte.

Nach ein paar Schritten hielt er inne.

Alles so still hier. Kein Fahrgeräusch eines Autos oder Traktors. Kein Hundegebell. Nichts.

Alle Türen und Fenster geschlossen. Wo es Fensterläden gab, waren auch diese geschlossen. Das Dorf erweckte den Eindruck einer Festung. Schlimmer: Einer Geisterstadt.

Hier lebte niemand.

Er ging die Straße hinunter, hielt bei den beiden Kreuzungen inne in der Hoffnung, daß irgendjemand käme, irgendetwas geschehe, dann war er auf dem Dorfplatz mit der Kirche und dem Friedhof, einem Gasthaus und einem Mini-Supermarkt. Das einzige Geräusch kam von dem Brunnen in der Mitte des Platzes: Da stand eine Marienstatue, eine fast lebensgroße Figur in einem mittelalterlich anmutenden Gewand, aus deren Brüste sich zwei Wasserstrahlen in das Becken vor ihr ergossen. Das war alles.

Er trat an die Eingangstür des Gasthauses. Versperrt. Er versuchte es mit der Tür des Supermarktes. Versperrt. Er beschirmte sein Gesicht mit den Händen und lugte durch die Auslage ins Innere. Die Stellagen fast leer, nur ein paar Dinge da und dort. Es schien, als habe man den Laden leergeräumt oder geplündert und das Dorf Hals über Kopf verlassen.

Er dreht sich um, formte mit den Händen eine Art Trichter um den Mund und schrie.

Hallo! Ist da jemand?

Was Besseres fiel ihm nicht ein. Er kam sich vor wie in einem Western – alle Bewohner getürmt oder in ihren Häusern verschanzt, bevor es zum Showdown zwischen dem Helden und dem Bösewicht kommt – oder, treffender, wie in einem jener Katastrophenfilme, die mit erschütternder Regelmäßigkeit die Kinos und später die Fernsehprogramme verseuchten, wo sie von einem Sender zum nächsten weitergereicht wurden, bis sie jeder schon auswendig kannte oder sie vom nächsten dystopischen Weltuntergangsfilm abgelöst wurden. Aber das hier

war kein Film, das war die Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit war irritierender, bedrohlicher, hoffnungsloser als alles, was er bisher erlebt hatte.

Er versuchte es noch einmal, obwohl er sich dabei lächerlich vorkam und er genau wußte, daß es zwecklos war.

Hallo! Ist da jemand?

Natürlich war da niemand, nicht einmal ein Hund oder eine Katze. Und auch kein Hahn, und der würde nicht nach ihm krähen, sondern nach seinen Hennen, aber die waren auch nicht da.

Die Hoffnung, einen Arzt zu finden, war illusorisch. Ebenso eine Apotheke. Und selbst wenn es eine in diesem Kaff gäbe, dann wäre sie leergeräumt wie der Supermarkt.

Aber mit leeren Händen konnte er, durfte er nicht zurückkehren!

Er sah sich um, ging zu dem Brunnen hinüber, fand tatsächlich einen Stein, der sich lockern und herausziehen ließ, warf ihn ohne zu zögern gegen die Fensterscheibe. Das Splittern des Glases, fand er, klang befreiend.

Er zog so gut es ging die Splitter aus dem Rahmen und stieg vorsichtig hinein. Es roch muffig und nach abgestandener Luft; der Laden war also schon länger nicht mehr benützt worden. Wahrscheinlich hatte man das gesamte Dorf evakuiert und in eine sichere Gegend verfrachtet oder irgendwo in Quarantäne gesteckt. Oder, wahrscheinlicher, die Leute hatten alles Verfügbare zusammengepackt und waren geflohen. Leichen hatte er nirgendwo gesehen (seine Phantasie, von einschlägigen Filmen verseucht!), also hatte man zumindest geordnet den Rückzug oder besser: die Flucht angetreten. Hätte er jetzt Lucias Mobiltelefon, er könnte Freunde anrufen und nachfragen, ob sie etwas über das Dorf wüßten. Aber was brächte dies? Es war geräumt, unbewohnt, menschenleer, das war ein Faktum, und das einzige, was er tun konnte, war, in dem Geschäft nach Brauchbarem zu suchen. Aber da war nichts. Eine abgelaufene Dose mit Ravioli, zwei Packungen Glühbirnen, ein steinhartes Baguette, im Drehständen Postkarten und ein Micky Maus-Taschenbuch. Aber die Tür zum Lagerraum war unversperrt, und da fand er zu seiner Überraschung ein paar Dinge, die sie auf der Alm brauchen konnten: zwei Schachteln mit Teebeuteln (Kamille, Pfefferminze), Streichhölzer, drei Zwieback-Packungen, eine Flasche mit Kirschsaft zum Verdünnen, eine Stabtaschenlampe mit Batterie, ein Taschenfernglas. Das war nicht viel, aber immerhin kam er nicht mit leeren Händen zurück.

Er verstaute die Dinge in seinem Rucksack, schulterte ihn und trat hinaus ins grelle Sonnenlicht. Es war jetzt halb zwei Uhr. Er sollte sich beeilen, um nicht in die Dämmerung zu geraten.

Er ging zum Brunnen, wusch die Thermoskanne aus und füllte sie mit Wasser aus der Brust Mariens. Ob es dadurch schmackhafter oder gesünder war, entzog sich seiner Kenntnis. Aber die Vorstellung, auf diese Weise Wasser geschöpft zu haben, belustigte ihn. Dann trat er den Rückweg an.

Es war jetzt sehr heiß – der Unterschied zur Alm war enorm –, doch zum Glück begann der Aufstieg im Schutz des Waldes, und wenn er die baumlose Zone erreichte, würde es bereits kühler sein.

Erst jetzt dachte er wieder an Lucia. So lange wie heute war sie noch nie allein gewesen auf der Alm: Immer hatten sie alles gemeinsam unternommen – die Erkundungen in der ersten Woche, den Lesemarathon während des schlechten Wetters, die Kurzausflüge in den ersten Tagen der dritten Woche, die sie allerdings bald sein ließen wegen Lucias Husten –, so wie sie es auch im Alltag gewohnt waren, die meiste Zeit miteinander zu verbringen, zumindest seit ihrer Pensionierung, mit Ausnahme seiner kurzen Abstecher auf die Universität, wo er noch immer ein kleines Zimmer hatte, in dem er zweimal die Woche Studierende empfing und sie bei ihren Abschlußarbeiten betreute. Doch heute –. Plötzlich befahl ihn ein schlechtes Gewissen und er beschleunigte seine Schritte.

Ihr Husten, ihre zarte, fast zerbrechliche Gestalt (wieder das Bild, wie sie da stand und ihm nachwinkte), der ungestüme Kuß zur Verabschiedung ...

Er mußte sich zwingen, Ruhe zu bewahren. Wenn er jetzt den Aufstieg zu schnell anging, würde er sich übernehmen, er müßte mehrere Pausen einlegen, und dann brauchte er länger und käme später zur Alm und Lucia würde sich Sorgen machen und –

Er hielt inne. War er an dem Haus mit dem wohlgepflegten Garten schon vorbeigekommen? Mußte er wohl, denn er war schon länger unterwegs und das Haus lag ja kurz vor dem Dorfeingang. Er war offenbar so in Gedanken gewesen, daß er es glatt übersehen hatte.

Die erste Weggabelung war klar: den rechten Weg nehmen. Was hatte Seff gesagt? Immer den rechten Weg nehmen. Und er hatte das nicht politisch oder metaphorisch gemeint.

Seff. Wie es ihm wohl ging? Seit drei Tagen hatten sie nichts mehr von ihm beziehungsweise Vik gehört. Viks Mobiltelefon war zwar intakt, aber immer schaltete sich nach wenigen Freizeichen der Anrufbeantworter ein, und auf die hinterlassenen Nachrichten meldete sich Vik nicht. Das letzte, das sie erfahren hatten, war, daß man Seff ins Krankenhaus gebracht hatte. Immerhin. Und dort war er in guten Händen, würde den nötigen Sauerstoff bekommen und kreislaufstärkende Medikamente. Außerdem war er noch nicht so alt und sportlich durchtrainiert. Aber wieso reagierte Vik nicht? Hörte sie keine Nachrichten ab? War vielleicht mit ihr etwas los?

Wieder hielt er inne. An den riesen Holzstoß mit den frischen Spänen, die den Boden bedeckten und intensiv süßlich dufteten, konnte er sich nicht erinnern. An Holzstöße schon, auch an Reifen- und Schleifspuren, aber nicht –. Andererseits war er immer richtig abgebogen, das Gefälle der Forststraße stimmte auch, ebenso die Richtung (die Sonne hatte er, wenn er es richtig bestimmte, was in einem Hochwald allerdings nicht so einfach war, im Rücken). Also wozu diese Panik?

Er nahm ein paar Schluck des köstlich frischen Wassers (die Marienstatue mit ihrem – anders konnte er es nicht bezeichnen – lasziven Lächeln, während sie es aus ihren vom Mantel bedeckten Brüsten fließen ließ ... wer nur kam auf eine derartige Idee? sollte das die Gottesmutterschaft betonen oder auf plumpe Weise erotisch wirken?), erbrach eine Packung Knäckebrötchen und gönnte sich zwei Scheiben. Die waren zwar nicht sehr nahrhaft, aber mangels Alternative (er hatte keinen Proviant mitgenommen in der falschen Annahme, im Dorf etwas zu essen zu bekommen) die einzige Möglichkeit, seinen Hunger wenigstens ein wenig im Zaum zu halten. Lange hielt er sich nicht auf, die Ungeduld trieb ihn weiter.

Dann stellte ihn eine weitere Weggabelung vor eine neuerliche Entscheidung. Diesmal nahm er doch den linken Weg, denn der rechte führte, soweit er dies erkennen konnte, in einem weiten Bogen in die falsche Richtung. Aber die vielen Windungen, dieser steile Anstieg, der tiefe Graben rechter Hand – das alles war ihm gänzlich unvertraut. Doch jetzt umkehren und noch einmal bis zum Dorf zurückkehren oder zumindest bis zu einer Abzweigung, an die er sich erinnern konnte, das würde viel zu viel Zeit und Energie kosten und er würde es nicht mehr schaffen, vor Einbruch der Dunkelheit auf ihre Alm und zu Lucia zu gelangen. Er spürte, daß seine Kraft schwächer wurde, Schweiß tropfte ihm von der Nase, sein Hemd war naß, als wäre er soeben einem Fluß oder See entstiegen, das Herz sprang in seinem Brustkorb, das Blut wummerte in Ohren und Halsschlagader, er mußte eine weitere Pause einlegen.

Er hockte sich auf einen Baumstrunk, setzte die Thermoskanne an die Lippen und trank. Trank, trank, trank, bis der letzte Tropfen die Kehle hinuntergeronnen war. Dann atmete er tief durch. Es war keine gute Idee gewesen, zu Fuß zu gehen. Er hätte auf Lucia hören sollen. Oder bei ihr bleiben. Oder wenn, dann hätten sie gemeinsam fahren sollen. Er hätte sie ja am Dorfeingang absetzen, wenn sie vermeiden wollten, daß sie sich ansteckte, und allein die Besorgungen machen können. Aber zu Fuß gehen ... Eine Schnapsidee! Hätte hätte hätte. Das half jetzt auch nichts. Im Gegenteil: Es machte nur schlechte Laune und versetzte ihn in noch größere Panik. Er konnte jetzt nur hoffen, daß es doch die richtige Straße war, und wenn nicht, daß er oben auf der Bergkuppe zumindest ihre Alm sehen und einen Weg hinüber finden würde.

Als er sich erhob und die ersten Schritte machte, spürte er, wie schwer seine Füße waren und wie schwach sein Körper. Aber er hatte keine andere Wahl: Er mußte weiter hinauf.

Es dauerte nicht lange und der Wald lichtete sich. Aber als er ins Freie trat, war ihm sofort klar, daß das nicht ihre Alm war. Die schroffen Felsen, die hier aufragten, das wild zerklüftete Gestein, das war der Bergkamm auf der anderen Seite des tiefen Taleinschnitts, den sie von der Hütte aus gut sehen konnten. Dennoch schritt er weiter, so weit, bis er hinüberblicken konnte.

Da lag ihre Alm im Spätnachmittagslicht, goldgelb leuchtete das Gestein hinter der Hütte, in deren Schatten ihr Wagen stand, da war der graue Mäander der Straße, die Steine und Latschen warfen bereits lange Schatten und auf der Hausbank vor der Hütte saß Lucia, an die Holzwand gelehnt, den Kopf in den Nacken gelegt, und genoß die untergehende Sonne.

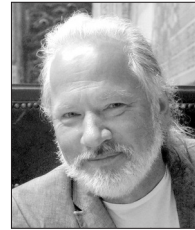
Er wußte nicht, sollte er sich freuen, Lucia so dasitzen zu sehen, wohlbehalten und entspannt, oder verzweifelt sein, weil er sich verlaufen hatte und es keinen Weg gab – zumindest keinen, den er kannte oder sah –, der den steilen Hang hinab in das finstere, blauschwarze Tal und drüben wieder hinauf führte. Er konnte überhaupt keinen klaren Gedanken fassen. Er hob die Arme, begann sie hin und her zu bewegen und schrie aus Leibeskräften.

Lucia! Lucia!

Es war sinnlos. Die Distanz war viel zu groß und seine Stimme viel zu schwach. Dennoch versuchte er es noch einmal und noch einmal. Bis er heiser war und ihn die Kräfte verließen.

Ihn fröstelte. Er stellt den Rucksack ab, schlüpfte in den Parka, wickelte den Schal um seinen Hals, holte das Taschenfernrohr heraus, visierte die Hütte an, stellte scharf und schwenkte dann so weit, bis er Lucia im Blickfeld hatte. Da war sie in der zitternden kreisrunden Bläue. Wie gern säße er jetzt neben ihr, die letzten Sonnenstrahlen genießend, nähme ihre Hand und wärmte sie mit seinen großen Händen. Aber sie waren wie die zwei Königskinder aus dem Volkslied, die nicht zueinander kommen konnten. Nur daß Lucia nicht wußte, daß er sie betrachtete, so nah und doch so weit weg.

Er setzte das Fernrohr nicht ab, auch nicht als die Sonne hinter dem Kamm im Westen verschwand und es schnell dunkel und sehr kalt wurde. Er konnte sich nicht von Lucias Anblick lösen, die sitzen blieb und sich noch immer nicht rührte. Er mußte schauen, schauen, schauen, bis die Alm und das ganze Land rund um ihn im Dunkel versank und er nichts mehr von Lucia sah in der alles umfassenden, alles auslöschenden Nacht.



Christoph Janacs

Geboren 1955 in Linz/OÖ., lebt in Niederalm/Salzburg;
veröffentlichte bislang zwei Romane, fünf Erzählbände
und über zehn Gedichtsammlungen.

In der Edition Tandem erschienen:

- 2009 **Die Zärtlichkeit von Stacheln**, Gedichte
Bilder: Renate Wegenkittl
- 2010 **Eulen**, Kurzprosa
Photographien: Karl Freudenthaler
- 2011 **Die Stille von Lourmarin**, Gedichte
Federzeichnungen: Christian Thanhäuser
- 2013 **mein Schatten, den ich nicht werfe**, Gedichte
Bilder: Reiner Maria Auer
- 2014 **Hokusais Pinsel**, Gedichte
Bilder: Paul Raas
- 2016 **die Vögel Jerichos**, ein Poem
Musik: Franz Pillinger
- 2018 **Haufenweise Totenköpfe**, mexikanische Geschichten
Photographien: vom Autor
- 2019 **im Zweistromland**, Gedichte
Federzeichnungen: Christian Thanhäuser